

Philosophie und Philosophisches zur Exegese

AUGUST BRUNNER

DIE PHILOSOPHISCHEN VORAUSSETZUNGEN

Der Exeget richtet sich in seiner Arbeit nicht bewußt nach philosophischen Systemen und Theorien. Er will ergründen, was dasteht, und es verstehen, wie ein gut unterrichteter Zeitgenosse den alten Schriftsteller verstehen mußte. Wie dieses Verständnis zu erreichen ist, wie außerdem ein Schriftsteller bei der Abfassung seines Werks vorgeht, darüber hat er jedoch gewisse Ansichten, die seine Arbeit leiten. Über diese Ansichten ist man sich aber in Fachkreisen nicht einig, und sie wechseln auch beinahe so rasch wie die Kleidermode. Das erregt den Verdacht, daß diese Ansichten nicht ausschließlich an der Sache selbst gebildet wurden, so sehr die einzelnen Forscher wollen und meinen, sich nur an sie zu halten. Es machen sich also wohl auch auf die Forschungsmethoden noch andere Einflüsse geltend, die aber den Forschern nicht bewußt sind.

Ein Text, ein Dokument, eine Schrift gehören zur Welt des Menschen und man tritt ihnen darum wie einer menschlichen Wirklichkeit gegenüber: man will die menschlich-geistige Wirklichkeit, zu deren Mitteilung sie geformt wurden, verstehend erfassen. Ein solches Verstehenwollen wäre dem bloß Stofflichen gegenüber sinnlos. In der Naturwissenschaft handelt es sich einzig darum, Zusammenhänge festzustellen; nichts verweist da unmittelbar über das Stoffliche hinaus. So sind denn auch die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung selbst, solange sich der Forscher streng an die Methode hält und nicht darüber hinausgeht, von seiner Weltanschauung unabhängig. Diese Unabhängigkeit ist in der Geschichte, dem Raum menschlicher Begegnung, viel schwerer zu verwirklichen.

Über die Möglichkeit von Beeinflussungen, denen ein Schriftsteller unbewußt ausgesetzt ist, liegen nicht wenige Untersuchungen von Philologen und Exegeten vor. Dagegen denkt man weniger an die Einflüsse, von denen auch der Exeget selbst, meist unbewußt und ungewollt, geleitet wird. Wird man aber auf solche Einflüsse aufmerksam, dann verfällt man allzu leicht der Verzweiflung an der Möglichkeit geschichtlicher Erkenntnis und entzieht damit der eigenen Forschung den Boden.

Die protestantische Theologie glaubt zwar, von keiner Philosophie abhängig zu sein. Aber dieser Glaube trägt. Jede Religion ist eine Schau der

Wirklichkeit und damit einschlußweise eine Metaphysik¹. Und wo sie sich über sich selbst als Theologie Rechenschaft geben will, muß sie zu einer Philosophie greifen. Wo man sich dieser Wesensbeziehung nicht bewußt ist, wirkt sie sich nicht weniger aus, ohne daß dann aber eine Selbstkritik diesen Einfluß in den richtigen Schranken hielte. Der Forscher arbeitet in diesem Fall unbewußt mit einer Popularphilosophie, die sozusagen in der Luft liegt und von der er sich keine Rechenschaft gibt. Diese Popularphilosophie ist in den protestantischen Kreisen stark kantianisch. Und dies liegt nahe, da Kant selbst eine Art Säkularisation protestantischer Grundhaltungen darstellt, so der Lehre von dem verborgenen Gott, von der Verwerfung der Vernunfterkenntnis in religiösen und sittlichen Dingen.

Nach der „Kritik der reinen Vernunft“ erreicht die menschliche Erkenntnis nicht die Wirklichkeit, wie sie ist, sondern wie sie uns, geformt durch die Formen der Sinnlichkeit und die Kategorien des Verstandes, erscheint. Der Mensch ist also in der Erkenntnis von der Wirklichkeit abgeschnitten. Vor allem kann er geistige Wirklichkeiten wie Gott und Seele nicht erkennen, sondern nur postulieren. Da aber Kant in seinen Überlegungen von dem Muster der damaligen Naturwissenschaften geführt wurde und unter dem Einfluß der Aufklärung stand, nahm er ohne weiteres an, daß die Kategorien bei allen Menschen in Raum und Zeit die gleichen seien. Stimmen doch alle Menschen in der Erkenntnis der Mathematik und der physikalischen Gesetze überein.

Hätte Kant aber auch die Geschichte in seine Überlegungen einbezogen, so hätte er zu andern Ergebnissen gelangen müssen. Denn auf diesem Gebiet wie auf dem der Beurteilung der Menschen untereinander geht die Übereinstimmung nicht weit. Er hätte dann dazu kommen müssen anzunehmen, daß die Erkenntnisformen je nach Zeit und Kulturhöhe verschieden, daß sie geschichtlich bedingt sind. Ja, folgerichtig hätte er sich nicht gegen die Annahme wehren können, daß jeder Mensch sein eigenes Gefüge von Kategorien hat. Damit wäre aber jeder Mensch in seiner eigenen Welt endgültig eingeschlossen, und jede vermeintliche Zwiesprache würde ein Monolog; denn man begegnet nach der Theorie nicht dem andern, sondern dem eigenen Phänomen, das man vom andern hat. Kant hat zwar in der „Kritik der praktischen Vernunft“ den Versuch gemacht, diese Mauer zu durchbrechen. Aber man kann sich fragen, ob der Versuch gelungen ist, oder ob er nicht unter dem Eindruck der Tatsachen eine Annahme machte, die mit seinem System im Grund unverträglich ist.

Kant konnte sich auch noch darüber täuschen, wie sehr er eigentlich den

¹ A. Brunner, Die Religion, Freiburg 1956, 101ff. — Mircea Eliade, Mythen, Träume, Mysterien, Salzburg 1961, 15: „Jede, auch die elementarste Religion ist eine Ontologie: Sie offenbart das Sein der heiligen Dinge und der göttlichen Gestaltung, sie zeigt, was in Wirklichkeit ist, und gründet damit eine Welt, die nicht mehr unverständlich und flüchtig ist, wie sie es in den Alpträumen ist und wie sie es immer wieder wird, wenn das Dasein im ‚Chaos‘ völliger Relativität zu versinken droht, wenn kein ‚Zentrum‘ aufstieg, um eine Orientierung zu sichern.“

Menschen entthronte; ging doch seine Absicht genau in die entgegengesetzte Richtung: er wollte die sittliche Autonomie des Menschen aufrichten, ihn zum Richter über Gut und Bös machen, darin das Erbe Luthers weiterführend, der den Menschen der Leitung durch die Kirche entzogen hatte und ihn auf das Zeugnis des Heiligen Geistes in seinem Innern verwies. In Wirklichkeit hat jedoch Kant den Menschen entpersönlicht, zu einem Gefüge allgemeiner Kategorien gemacht.

Die Folgezeit hat dann auch diese Ansicht zu Ende gedacht. Galt für Kant noch die Vernunft als Wesensmitte des Menschen, so verlegte man sie später in andere Schichten seines Seins, zuletzt ins Psychische und Wirtschaftliche. Von ihnen werden auch die Formen der Erkenntnis bestimmt. Der Mensch wird nicht mehr als er selbst, als ein personhaft Seiender betrachtet. Er ist nur mehr das Ergebnis der Geschichte (Historismus), seiner Kindheitserlebnisse und der Strebungen des Unbewußten (Freud und seine Schule), der wirtschaftlichen Lage und der Zugehörigkeit zu einer Klasse (Marx). Er ist nur mehr ein höheres Tier, wie der Darwinismus meint. Da es kein Selbst im eigentlichen Sinn gibt, gibt es auch keine Wahrheit. Seine Erkenntnis ist wie die der Tiere nur ein Mittel zur Erhaltung des Lebens in der Hand des Willens zur Macht (Nietzsche, Marx). Er meint, er selbst zu sein, auf sich selbst zu stehen und von diesem festen Punkt aus die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit, wie sie an sich ist, zu erkennen. Aber das sind Täuschungen seiner Eitelkeit. Der Mensch ist in Wirklichkeit nur das Feld der Formen, ein Bündel von Wirkungszusammenhängen (Dilthey). Er ist in allem bestimmt, auch da, wo er meint, sich selbst zu bestimmen².

Es gibt also überhaupt keine Wahrheit, und die heutigen Diktatoren haben daraus die Folgerung gezogen. Vor allem: es gibt keine geschichtliche Erkenntnis mehr. Vor die vergangene Wirklichkeit schieben sich Formen der Auffassung. Ja, sie treten schon dazwischen, wo Menschen untereinander verkehren. Keiner kann wissen, wer der andere ist, sondern nur, wie er ihm erscheint. Keiner überschreitet den Zauberkreis der eigenen Auffassung.

Diese grundlegenden philosophischen Auffassungen mußten sich auch auf die moderne Exegese auswirken: wer Jesus war, das zu wissen ist unmöglich. Es läßt sich höchstens erforschen, wie die Urgemeinde, wie seine Jünger ihn gesehen haben. Man muß sich beschränken herauszufinden, mittels welcher zeitbedingter Formen die Gemeinde zu ihrer Anschauung von Jesus, zu ihrer Theologie gekommen ist. Der Glaube aber in der Absolutheit seiner Hingabe kann sich auf etwas so Unsicheres wie die Geschichte nicht stützen. Der Jesus der Geschichte ist ein ewig Unbekannter. An seine Stelle tritt

² P. Tillich, *Der Mut zu sein*, Stuttgart 1953: „Der idealistische Flügel des bürgerlichen Denkens machte aus der Person ein Gefäß, in dem die Universalien einen mehr oder minder angemessenen Platz finden. Der naturalistische Flügel des bürgerlichen Denkens macht aus der Person ein leeres Feld, in das Sinneseindrücke eindringen und, je nach dem Grad der Intensität, herrschen. In beiden Fällen ist das individuelle Selbst ein leerer Raum und der Träger von etwas, das nicht er selbst ist, von etwas Fremden, durch das das Selbst von sich entfremdet wird“ (101).

darum der Jesus des Glaubens, ohne daß man sagen könnte, woher das Bild des Glaubens stammt, wenn nicht aus geschichtlicher Überlieferung, und warum es zuverlässiger sein sollte als das Bild der Geschichte. Es war nur folgerichtig, daß man schließlich die Frage der Geschichtlichkeit der Evangelien für völlig belanglos erklärte. Von Bedeutung ist nur die Art und Weise, wie sie uns heute ansprechen, wie sie uns zur Verwirklichung der eigenen Existenz anleiten und antreiben. Das ist der einzige Dienst, den wir von ihnen erwarten dürfen. Die Art, wie sie dies tun, ist nicht wesentlich verschieden von der Wirkung der Mythen auf die archaischen Gesellschaften. Beide können keinen Anspruch darauf erheben, objektive Wirklichkeit sehen zu lassen. Und das ist auch nicht ihre Absicht. Die Entmythologisierung macht die Geschichte zum Mythos.

Aber kann man — immer unter dieser Voraussetzung — die Theologie der Urgemeinde und die Formung, durch die sie zustande kam, überhaupt erkennen? Wenn Erkenntnis das ist, was diese Theorien aussprechen oder einschlußweise und unbewußt voraussetzen, dann kann doch die Erkenntnis der heutigen Forscher davon keine Ausnahme machen. Auch sie sind außerstande, die Gemeindetheologie und die damaligen Erkenntnis- und Überlieferungsformen so zu erkennen, wie sie damals waren. Der heutige Mensch ist ja ebenfalls in seine Welt ohne Tür und Fenster eingeschlossen, und diese Welt ist von Formen bestimmt, die seiner Herrschaft nicht unterstehen.

Selbstverständlich gingen die Historiker selten bis zu diesem letzten Punkt. Sie hielten gerade immer noch vor dem Absturz ins Nichts an. In der Tat würde jede Beschäftigung mit der Geschichte reiner Unsinn, wären diese Theorien richtig. Trotz aller Theorien meinte man doch, wenn auch nicht die geschichtliche Vergangenheit erforschen zu können, wie sie war, so doch den Werdegang des Bildes, das sich die Späteren von ihr machten. Zuweilen glaubte man sogar, nach Ablösung dieser Formen doch zur Wirklichkeit der Vergangenheit vorstoßen zu können, also zum Jesus jenseits und hinter der kirchlichen Überlieferung und den Evangelien. Aber dies geschah nur dadurch, daß alles als ungeschichtlich verworfen wurde, was der Kritiker aus weltanschaulichen Gründen für unmöglich hielt.

Jetzt zeitigt die Verwerfung der Überlieferung durch die Reformatoren ihre letzten Früchte. Erinnerungen, Aufzeichnungen, Bücher sind ja nichts anderes als der Niederschlag von Überlieferungen und unmittelbarem Verkehr. Darum mußte das Mißtrauen, das man der Überlieferung entgegenbrachte, auf die Dauer auch die zuerst so hoch erhobene Schrift treffen, tödlich treffen. Zugleich mußte eine exegetische Hypothese die andere ablösen, weil unter den gegebenen Voraussetzungen keine begründet ist und auch nicht begründet sein kann. Gewiß hat jede von ihnen neue Erkenntnisse gebracht. Aber weil man von jeder jeweils die Erklärung und Begründung für alles erwartete, mußte ihre Unzulänglichkeit bald zutage treten. Konnte sie doch der Theorie entsprechend nur die Auffassungsweise des betreffenden Exegeten widerspiegeln.

GEISTIGE ERKENNTNIS UND GESCHICHTLICHE FORMEN

Die erwähnten Theorien können also nicht richtig sein, soll nicht nur Geschichte, sondern jeglicher Verkehr der Menschen untereinander zum Unsinn werden und die Theorien selbst unter das gleiche Verdikt fallen, das sie über alle Überlieferung aussprechen. Anderseits kann man nicht in Abrede stellen, daß es zeit- und gruppenbedingte Formen der Auffassung und der Beurteilung gibt, daß diese eine Gefahr für die geschichtliche Erkenntnis bedeuten. Deswegen muß sich die Forschung bemühen, sie zu erkennen und ihren Einfluß in jedem einzelnen Fall festzustellen. Nur kann das Spiel dieser Formen, welche sie auch sein mögen, nicht das Ganze, ja auch nur das Wesentliche der Erkenntnis ausmachen, so wie der Mensch nicht das bloße Ergebnis der Einflüsse von Vor- und Umwelt, sondern darüber hinaus und zu allererst er selbst, personhaft, in sich selbst stehend, ist.

Die Formen betreffen überhaupt nicht die geistige Erkenntnis, sie gehören zu deren sinnlicher Seite. Das hat die Tierpsychologie immer deutlicher gezeigt. Das biologische Leben vollzieht sich wesentlich in Formen und Gestalten, die zur Art gehören und mit ihr gegeben sind; sie gehören nicht zum Geist. Beim Tier regieren diese Formen bereits die Wahrnehmung und Merkfähigkeit und schränken sie auf das ein, was für das Leben wichtig ist. Darum aber hat das Tier auch keine Kulturen entwickelt und auch keine Geschichts- und Naturwissenschaft.

Beim Menschen ist der ausschlaggebende Faktor in der Erkenntnis der Geist. Und dieser sucht und findet Erkenntnis der Wirklichkeit, wie sie an sich ist, so sehr er durch den Einfluß der Sinnlichkeit getäuscht werden kann. Das zeigt der tägliche Umgang zwischen den Menschen. Wir wissen, daß wir es mit Menschen zu tun haben, daß sie selbständige Wesen sind, und wir verstehen, was sie mit ihren Worten meinen. Hier ist ein Punkt, wo wir unmittelbar die Wirklichkeit so sehen, wie sie ist. Indem wir jemand als Mensch erkennen, erfassen wir seine Geistigkeit. Wir verstehen, was der andere sagen will. Niemand würde jedoch glauben, den anderen zu verstehen, wenn er in dessen Worten immer nur die eigene Meinung hörte; und das menschliche Leben wäre unmöglich, begegneten wir in den andern nur uns selbst.

Noch einmal, die Sinnlichkeit möchte uns wie das Tier in ihren verzauberten Kreis einschließen. Aber der Mensch ist über diesen Kreis immer schon wenigstens an diesem einen Punkt hinaus und sieht ohne Formen oder durch die Formen hindurch das, was ist, wie es ist. Nur weil dies so ist, vermochte er dahinterzukommen, daß in seiner Erkenntnis auch andere Einflüsse mitspielen, daß sie in Gefahr ist, durch Vorurteile und Vorformen entstellt zu werden, daß es solche Formen überhaupt gibt. Die Wahrheit ist gewiß nicht einfach wie eine Sache, die da liegt, und man braucht nur die Augen aufzumachen, um sie zu sehen. Immer muß der Mensch gegen Täuschung um sie ringen. Aber sie liegt auch nicht hinter einem unüberschreitbaren Ab-

grund. Ausgehend von dem einen festen Punkt vermag der Mensch den Kreis der Wahrheit auszuweiten und den Einfluß der Formen weitgehend zu durchschauen. Wäre dies nicht so, so hätte alle Wissenschaft und alle Exegese nicht nur ihren Sinn verloren; man wäre nie auf den Gedanken gekommen, sie zu betreiben.

Im Tier sind die Formen der Erkenntnis unausweichbar und unübersteigbar; denn im Tier ragt nichts über die Sinnlichkeit hinaus. Nicht so beim Menschen. Hier sind die Formen nicht autonom, wie Kant es dargestellt hat. Da sie nicht dem Geist zugehören, stehen sie unter der Kritik des Geistes. Sie sind ferner nicht so starr wie beim Tier, das sie bei seiner Geburt mitbekommt und sie nur wenig umgestalten kann, wenn sie auch nicht zu denken sind wie Formen stofflicher Dinge, die sich von sich aus gar nicht ändern. Beim Menschen vollends sind die sinnlichen Formen unter dem Einfluß des Geistes weithin geschichtlich bedingt, gerade was die Erkenntnis der menschlichen Wirklichkeit angeht. Das hat die Forschung ja auch erkannt, aber dann wieder unter dem Einfluß der herrschenden Philosophie im Historismus übertrieben. Der Geist ist von sich aus ausgerichtet auf die Wirklichkeit, vor allem auf die menschliche Wirklichkeit auch und gerade in ihrer Einmaligkeit, die ohne Geist nicht ist und ohne Erkenntnis des Geistigen als menschliche nicht erkannt werden kann.

Sieht der Geist solche Wirklichkeit, dann versucht er sie auszudrücken. Dazu bedarf er als Leib-Seele-Wesen der Formen, vor allem der Form der Sprache. Aber er wird nun diese Formen messen an der erschauten Wirklichkeit und, wenn nötig, sie solange umbilden, bis sie dem zu Sagenden angemessen sind. Er wird eine Vielfalt von Ausdrücken, Bildern und Vergleichen anwenden, die sich gegenseitig berichtigen, und so versuchen, den Ausdruck möglichst eng der Wirklichkeit auf den Leib zuzuschneiden. Nach manchen Theorien könnte es scheinen, als sei ein Schriftsteller nur der Schauplatz, wo selbständige Formen nach eigenen Gesetzen sich zu einem Werk begegnen. Aber die Form besitzt nicht die Alleinherrschaft, ja selbst nicht die Vorherrschaft, die man ihr so oft zuschreibt. Die Selbständigkeit ist beim Geist. Die Erkenntnis ist nicht das ausschließliche Ergebnis des Spiels der Formen, sondern die Formen werden durch die Erkenntnis weitgehend zu dem, was sie sind. Sie sind das Mittel, durch das der leibgebundene Geist seine Erkenntnis der Wirklichkeit ausspricht. Er bleibt bei ihnen nicht stehen, sondern sein Blick geht durch sie gleichsam zur Wirklichkeit hindurch, wie er an der Leiblichkeit eines Menschen seine Geistigkeit miterblickt und in den Lauten der Sprache die Bedeutung versteht. Der menschliche Geist ist zugleich an die Formen gebunden und doch ihnen gegenüber frei und selbständig.

Die Erforschung solcher Formen kann folgerichtig in der Geschichte nicht Selbstzweck sein. Sie hat vielmehr den Sinn, die wahre Selbständigkeit und Neuheit von dem bloß Überkommenen abzuheben. Es soll klarwerden, was ein Mensch seiner Umwelt schuldet, damit das, was er aus Eigenem, das

Überlieferte verwandelnd und erweiternd, hinzugebracht hat, und damit er selbst in seiner Einzigartigkeit rein hervorleuchte. Dieses Einmalige ist der eigentliche Gegenstand der Geschichte. Das gleiche gilt von den stofflichen Überresten. Sie werden nicht in ihrem stofflichen Sein untersucht; das ist Aufgabe der Naturwissenschaft. Für den Historiker sind sie Träger der geistgeprägten Form, durch die der Geist selbst faßbar wird, der sie geschaffen hat. Der Blick geht genau wie im alltäglichen Umgang über das bloß Stoffliche hinaus, aber nicht zu etwas, was der Erkennende dazutut, sondern zu einer geistigen Wirklichkeit, die er deswegen zu erfassen imstande ist, weil er selbst geistig ist.

Es ist vielleicht allzu selbstverständlich, aber in Anbetracht der verschiedenen Theorien doch nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Formen sich nicht selbst gebildet haben, sondern einmal von einem Menschen — und nicht von einer anonymen Gemeinde — geschaffen wurden. Geschaffen wurden sie aber, um eine erfahrene Wirklichkeit wiederzugeben, und sie entsprachen also wenigstens einigermaßen dieser Wirklichkeit. Wenn später jemand eine ähnliche Erfahrung machte, mußte es dann unbedingt eine Verfälschung bedeuten, wenn er die bereits vorliegende Form zu Hilfe rief, um das Erfahrene und Erkannte wiederzugeben? Dies muß um so weniger der Fall sein, da er ja die Form, die nicht unveränderlich ist, entsprechend abwandeln konnte. Ähnliche Erfahrungen mußten zu ähnlichen Formen führen und ließen sich darin wiedergeben. Die Erfahrungen der Menschheit, und insbesondere eines kleinen Kreises, sind bei aller Einmaligkeit doch nicht so unvergleichlich, daß sie nicht wie von selbst Gruppen bildeten. Wunder werden ähnliche Äußerungen des Schreckens, des Staunens und schließlich des dankbaren Jubels hervorrufen. Trostworte greifen auf ungefähr gleiche Gründe zurück wie auch Ermahnungen ihrerseits. Beispiele, die der gleichen Umwelt entnommen sind, werden größere oder geringere Übereinstimmungen aufweisen. Es ist lehrreich, solche Gruppen und Formen zu erforschen und, wenn Abhängigkeiten da sind, sie aufzuweisen. Aber man sieht nicht, warum diese Ähnlichkeit in der Form unbedingt einen Beweis liefern sollte für die Ungeschichtlichkeit des Berichteten; diese muß in jedem einzelnen Fall streng nachgewiesen werden. Man darf sie wegen solcher Ähnlichkeit allein ebensowenig als ungeschichtlich verwerfen wie Ereignisse, die nur einmal geschehen sind und einzig dastehen. Nähme man beide Hypothesen zusammen, so könnte überhaupt nichts geschichtlich sein.

Es ist auch zu beachten, daß frühere Zeiten dem genauen Wortlaut der Überlieferung anders gegenüberstanden als die heutige Zeit. Die Reflexion auf das sprachliche Gewand eines Berichts oder eines Gedankens war nicht immer so stark wie heute nach Jahrhunderten philologischer Bemühungen und wohl auch unter dem einseitig naturwissenschaftlichen Verständnis der Tatsächlichkeit. Ja, man hat den Eindruck, daß die Philologie der Schrift jenen Grund neu schaffen sollte, den sie durch die Verwerfung der kirchlichen Überlieferung verloren hatte. Im täglichen Leben geht auch heute

noch der geistige Blick in den allermeisten Fällen unmittelbar auf den Sinn der Mitteilung, solange das Verständnis keinem Hindernis begegnet. Das war früher viel stärker der Fall. Es kam nur darauf an, den geistigen Gehalt unverfälscht wiederzugeben. Man könnte einwenden, daß die Änderung des sprachlichen Kleides notwendig auch eine Änderung des Inhalts bedeute. Dies ist aber nicht der Fall. Beide sind untereinander nicht so eindeutig verbunden wie Ursache und Wirkung im Physikalischen. Der gleiche Gedanke läßt sich auf mehr als eine Weise sagen, und es ist z. B. nicht wahrscheinlich, daß der Herr selbst, der sicher die gleichen Wahrheiten öfter wiederholte, sich eng und ängstlich an den gleichen Wortlaut hielt. Es kam nur auf das eine an, daß seine Lehre richtig verstanden wurde. Und dies bezweckten auch die, die diese Lehre wiedergaben. Nicht als ob sie absichtlich die Worte des Herrn geändert hätten oder ihnen daran gar nichts lag. Aber sie waren so wenig wie der Herr selbst Sklaven des Wortlauts, wie die kleinen Verschiedenheiten zwischen den Evangelien dies beweisen, und sie brauchten auch überlieferte Formen, soweit sie sie für ihre Absicht geeignet hielten, ohne Ängstlichkeit.

Diese Stellung der Evangelisten zum Wort entspricht einer allgemeinen Haltung. Worauf es ihnen ankam, das war die Darstellung Christi als des Sohnes Gottes und des Erlösers der Menschen. Alles andere ließ sie gleichgültig. Sie berichten nichts über sein Aussehen und seine äußere Gestalt; sie schildern die Art seines Auftretens niemals nur um der Schilderung willen, sondern nur als Ausdruck seiner Stellungnahme. Sie bekümmern sich nicht um seine Kleidung und seine Lebensweise. Ähnlich eingestellt waren auch die Jünger und die ersten Gemeinden. Es fehlte ihnen jedes rein antiquarische Interesse. Man hat offenbar die Originale der Paulusbriefe und der Evangelien nicht mit besonderer Sorgfalt aufbewahrt, wohl aber sich bemüht, Abschriften davon zu machen und sie weit und rasch zu verbreiten. Das ist eine andere Einstellung als die des heutigen Historikers. Aber Historiker im Sinn der heutigen wissenschaftlichen Geschichte wollten die Schriftsteller des Neuen Testaments nicht sein. Sie wollten das Heilswichtige, dieses aber treu berichten. Es wäre ein vorschneller und ungerechter Schluß, wollte man ihre Berichte deswegen für ungeschichtlich halten. Alle wissenschaftliche Geschichte beruht ja auf Berichten und Zeugnissen, die in einer ähnlichen Gesinnung abgefaßt wurden. Wenn diese deswegen schon und grundsätzlich nichts Geschichtliches enthalten können, dann hört jede Geschichtsschreibung auf.

VERDICHTUNG DER DARSTELLUNG

Die Erkenntnis der menschlichen Wirklichkeit ist ein Prozeß, der in der Zeit verläuft. Er besteht in einem geistigen Umschreiten, in einer Zusammenschau der Einzelheiten zu einem geistigen Ganzen, eben der personhaften Mitte des Mitmenschen. Immer scheint durch das sinnlich Gegebene

das Geistig-Menschliche unmittelbar hindurch, aber meist nur einseitig und wie verschleiert. Das wahre und volle Verständnis dessen, was ein Mensch ist, erschließt sich gewöhnlich nicht bei der ersten Begegnung, sondern nur durch einen längeren vertrauten Umgang. Immer deutlicher zeigt sich dann die geistige Mitte in ihrer ganzen Eigenart, in ihrer Bedeutung und ihrem unerschöpflichen Reichtum. Von dieser Vertrautheitserkenntnis her gesehen, können auch frühere Begebenheiten und Worte einen tieferen Sinn erhalten als den, den man im Augenblick selbst verstanden hat. Dieser Sinn ist nicht notwendig deswegen falsch und hineingesehen, weil er sich erst später erschlossen hat. Entscheidend ist nicht der Zeitpunkt, sondern die Übereinstimmung mit der geistigen Wirklichkeit, der er entsprang.

Frühere Geschichtsschreibung hat sich oft damit begnügt, diese letzte und endgültige Erkenntnis mitzuteilen und sich wenig um den Werdegang bekümmert. Gewiß entspricht dies nicht den Methoden der heutigen Wissenschaft, die auf die Darstellung der Entwicklung eingestellt ist. Aber zu verworfen ist sie deswegen keineswegs. Auch die heutige Einstellung ist zeitbedingt; aber falsch ist sie ebenfalls nur da, wo sie den Tatsachen widerspricht. Im stofflichen Geschehen sind alle Augenblicke eines Prozesses gleich wichtig und keiner an sich vor dem andern ausgezeichnet außer in bezug auf die technische Verwendbarkeit durch den Menschen. Darum kommt es der Naturwissenschaft auf eine genaue Kenntnis des ganzen Geschehens an. Wohl unter ihrem Einfluß strebt auch die heutige Geschichtswissenschaft nach umfassender Vollständigkeit. Aber während die physischen Kräfte immer mit ihrer ganzen Stärke wirken, äußert sich der Mensch, der die Geschichte macht, nicht zu jeder Zeit mit dem gleichen Aufgebot seines persönlichen Einsatzes und seiner geistigen Mächtigkeit. Es gibt darum Höhepunkte, an sich für die Erkenntnis ausgezeichnete Worte und Taten und Begebenheiten. Auch die heutige Geschichtsschreibung muß auf diese auswählend zurückgreifen. In seiner Darstellung kann der Historiker nicht alle Einzelheiten aufzählen, die er kennt, geschweige denn alles, was geschehen ist. Aber wenn er selbst sich im Umgang mit den Zeugnissen ein richtiges und möglichst vollständiges Bild von einer menschlich-geistigen Wirklichkeit gemacht hat, dann genügt es, daß er unter der Menge der Zeugnisse jene auswählt und wiedergibt, die am besten imstande sind, dieses Bild auch beim Leser entstehen zu lassen. Die heutige Methode unterscheidet sich also nur gradweise von der früheren.

Gewiß entsteht durch eine solche Darstellung eine Art Verdichtung. Was für die ursprüngliche Erkenntnis auf eine Vielheit von Begebenheiten gleichsam verteilt war, ist hier auf einige wenige ausdrucksvolle zusammengedrängt. Aber die Geistigkeit war ja im eigentlichen Sinn nie verteilt, sondern wirkte immer als ganze, wenn auch nicht immer mit der gleichen Kraft der persönlichen Anteilnahme. Darum ist dieses Vorgehen, das in der Naturwissenschaft falsch wäre, hier voll und ganz berechtigt, weil es dem Wesen der geistigen Wirklichkeit und der Art des Zugangs zu ihr entspricht. Aus-

lassungen wirken nur dann verfälschend, wenn Tatsachen oder Aussagen unterschlagen werden, die dem dargestellten Gesamtbild widersprächen. Im übrigen hat die Formgeschichte nur die alte katholische Wahrheit neu ins Licht gestellt, daß die Überlieferung die Quelle des in der Bibel niedergeschriebenen Wortes ist. Den Vorrang des geschriebenen Wortes hat ja überhaupt erst die Erfindung der Buchdruckerkunst denkbar gemacht. Verwirft man die Überlieferung, so muß dies auf die Dauer folgerichtig auch zur Verwerfung der Geschichtlichkeit der Bibel führen. Dann ist man gezwungen, zu solchen Versuchen wie der Entmythologisierung zu greifen, um die Schrift als Gottes Wort bewahren zu können, ohne auf die Geschichtlichkeit des Inhalts Wert legen zu müssen. Auf welche Gründe hin soll man aber diese Schriften als Gottes Wort annehmen? Auf das Zeugnis der Kirche hin, die man ablehnt? Oder weil sie einen innerlich ansprechen? Aber das tun auch andere Bücher, und buddhistische Schriften werden auf jemand, der in einer buddhistischen Umwelt aufgewachsen ist, einen ähnlichen Eindruck der Vertrautheit und des existentiellen Gewichts machen.

DER MASSSTAB DER GESCHICHTLICHEN WAHRHEIT

Worauf es bei der lebendigen Begegnung mit einem Menschen ankommt, worauf wir von selbst ausgerichtet sind, das ist jener oben erwähnte geistige Wesenskern in seiner Einmaligkeit; das Gegenständliche der Leiblichkeit ist dabei nur die notwendige Vermittlung. Schon wenn wir den Begegnenden als Mensch und seinen Körper als einen menschlichen Leib erfassen, haben wir diesen Kern mitwahrgenommen. Nähere Bekanntschaft kann dann zu einer reicherem und angemesseneren Erkenntnis führen. Dieser Kern besitzt nun eine geistige Mächtigkeit, die bei den einzelnen Menschen ungleich stark und bei aller Ähnlichkeit persönlich verschieden ist. Je größer diese Mächtigkeit, je einmaliger ihre Färbung und Eigenart, um so stärker erstrahlt sie durch den Schleier des Leibes und prägt das ganze Auftreten dieses Menschen. Um so unausweichlicher drängt sie sich allen Begegnenden auf, ob sie diesen nun genehm ist oder von ihnen abgelehnt wird. Um so nachhaltiger wird auch die Unangemessenheit einer allgemeinen Form empfunden, mit der man sie zu fassen sucht; das Begegnende sprengt sie und zwingt dazu, nach Mitteln zu suchen, die sie wahrheitsgemäßer ausdrücken.

Diese Mittel können der Natur der Sache nach nicht unmittelbar bereit liegen; aber ebensowenig werden sie einfach aus dem Nichts erschaffen. Vielmehr gehen die Dinge so vor sich, daß der Mensch zunächst zu den Ausdrucksmitteln greift, vor allem den sprachlichen, die von seiner Zeit dargeboten werden und in seiner Reichweite liegen. Man verwendet Ausdrücke und Bilder, die dem Erfahrenen nicht zu fern liegen und es nicht zu sehr entstellen. Für eine sich nicht weit über den Durchschnitt erhebende Begegnung werden diese vorgegebenen Formen genügen, dies um so mehr, als jeder aus Erfahrung weiß, daß keine dieser allgemeinen Formen der einmaligen Wirklichkeit eines Menschen ganz auf den Leib geschnitten ist und

wir uns anderseits in den alltäglichen Fällen gezwungen sehen, uns mit einer größeren oder geringeren Genauigkeit zu begnügen.

Handelt es sich aber um einen außerordentlichen Menschen, so wird das Unzureichende der gewöhnlichen Mittel als zu schreiend empfunden, als eine arge Entstellung dessen, was man erfahren hat, als eine Verformung des geistigen Mittelpunkts und Wesenskerns, mit dem man in Berührung gekommen ist. Es setzt also das Bemühen ein, die zur Verfügung stehenden Formen so weit zu ändern und umzubiegen, bis sie einigermaßen der Wirklichkeit, die sie sagen sollen, entsprechen. Dies geschieht gewöhnlich durch die Häufung von Ausdrücken und Bildern, die sich gegenseitig ergänzen und berichtigen.

Denn auf eine Formel läßt sich diese Wirklichkeit nicht bringen wie das Physikalisch-Stoffliche, noch mathematisch exakt darstellen; sie ist nicht quantitativ und darum nicht messbar, und ihr Reichtum steht weit über der Mannigfaltigkeit des Stofflichen. Vielmehr vollzieht sich die Darstellung wie die Erkenntnis, die sie ausdrücken will und in der sie ihren Ursprung hat, gleichsam durch ein geistiges Umschreiten der Persönlichkeit und eine zusammengeschaute Vielheit von Einzelaufnahmen, die aber als geistige nicht wie Fotos nebeneinander stehen bleiben, sondern zu einer immer angemesseneren Wiedergabe verschmolzen werden.

Mit einem Menschen Umgang pflegen, heißt an seinem Verständnis dauernd verbessernd arbeiten.

Entscheidend für die Wahrheit einer Erkenntnis im Leben wie in der Geschichte ist dies, ob die geistige Mitte eines Menschen oder die viel lässigere einer Zeit oder einer Gruppe als ganze richtig erfaßt wurde und durch die Darstellung hindurch so erscheint, daß sie entsprechend miterfaßt wird. Diese geistige Wirklichkeit ist die Norm, an der die Treue und Wahrheit eines geschichtlichen Werks zu messen ist. Die Erforschung zeitbedingter Formen der Auffassung wie der Aussage kann nur den einen Zweck haben, diese Wirklichkeit möglichst ohne Entstellung und Abstrich in ihrer Einmaligkeit zu erkennen und zu zeigen.

Es ist selbstverständlich, daß alle menschliche Sprache, auch die des Neuen Testaments, gemessen an dem Ungeheuren, das sie ausdrücken soll, an dem Geheimnis Gottes, unzulänglich bleibt. Aber unzulänglich heißt noch nicht positiv falsch. Es ist ein aussichtsloses Unternehmen, dieses Geheimnis besser, weniger unzulänglich zu sagen als jener, der es aus eigener Anschauung kannte: „Gott hat niemand gesehen. Der Einzige, der göttliche Sohn, der am Herzen des Vaters ruht, er hat die Kunde gebracht“ (Jo 1, 18). Diese Kunde ist nur durch seine Jünger und die erste Gemeinde auch zu uns gelangt. Sie wurde vermittelt durch Ausdrücke, wie sie aus den höchsten religiösen Erfahrungen des Alten Testaments zur Verfügung standen, aber so, daß diese an den neuen Inhalt angepaßt wurden. Das ganze Leben des Herrn erschien seinen Jüngern als die Erfüllung dessen, was Gottes Führung mit seinem Volk eigentlich gewollt, aber nicht erreicht hatte; Jesus selbst gab zu er-

kennen, daß er der Sohn sei, der durch seinen selbstlosen Gehorsam die Prüfung bestand, in der Israel immer wieder versagt hatte. Lag es da nicht nahe, auf diese Erfüllung hinzuweisen? Oder mußte das eine Verfälschung der Tatsachen bedeuten? Dies braucht um so weniger der Fall zu sein, wenn dieses Leben die Weissagungen dadurch erfüllte, daß es ihnen einen neuen Sinn gab, der bis dahin niemand bekannt war, der den Zeitgenossen sogar zum Anstoß und zum Ärgernis gereichte. Ein zur Erfüllung der Weissagungen ausgedachtes Leben müßte anders aussehen. Läßt sich nicht eher denken, daß bestimmte Tatsachen im Leben Jesu unverständlich blieben, bis man sie im Licht einer Stelle des Alten Testaments schaute? Nicht die Weissagung hat also die Tatsache erzeugt, sondern die Tatsache die Weissagung neu verstehen lassen. Wozu hätte der Verfasser auch Ereignisse erdichten sollen, an denen offenbar manche Zeitgenossen Anstoß nahmen und die die Weissagungen im bisher bekannten Sinn ja gar nicht erfüllten?

Bereits früher hat man darauf aufmerksam gemacht, daß die Evangelien in der Geschichte der Literatur einen einzigen und unvergleichlichen Platz einnehmen³ und sich nicht auf die sonstigen volkstümlichen Schöpfungen zurückführen lassen. Sie besitzen eine Schlichtheit und Zartheit, eine verhaltene Ergriffenheit, die zum Herzen spricht, eine Frische und Majestät, die nicht ihresgleichen hat. Woher stammt dieser einmalige Charakter? Von selbständigen Formen und herrenlosen kleinen Stücken, die sich, man weiß nicht wie, zu den Evangelien zusammengefunden haben? Oder von den Verfassern der Evangelien, ohne daß sie sich miteinander verabredet hätten? Oder nicht vielmehr von der einzigartigen Wirklichkeit Christi, die die Jünger erfahren hatten und die in der mündlichen Überlieferung weiterlebte, bis sie sich in den geschriebenen Evangelien niederschlug! Keine Gemeinde konnte eine solche Lehre aus sich hervorbringen noch eine solche Gestalt erfinden; Lehre und Gestalt zeugen von dem, der als Sohn Gottes wirklich in diese Welt kam, von dem geschichtlichen Herrn und Heiland Jesus Christus.

Über den spanischen Roman

JOSÉ MARIA GIORNELLA

Im Herbst des Jahres 1948 verließ ich Spanien über die französische Grenze, die nicht weit von meiner Heimatstadt Gerona liegt. Man wird eben auf die Dauer der ewig gleichen Photographien in den Zeitungen müde und hält dann eines Tages einen Luftwechsel für angebracht. Bis 1952 blieb ich ununterbrochen im Ausland.

³ A. Puech, *Histoire de la Littérature grecque chrétienne*, Paris 1928, 24ff. — F. M. Braun, Suppl. au *Dictionnaire de la Bible*, III, Paris 1939, 316.